

„ER WOLLTE SELBST KOMMEN, DER AUCH VON FERNE HÄTTE HELFEN KÖNNEN“

Mitschrift des Abschlussvortrags von Julián Carrón bei den Exerzitien der Priester von Comunione e Liberazione. Pacengo del Garda (Verona), 26. Oktober 2016

Je mehr Zeit vergeht, desto mehr wird mir bewusst, wie wahr es ist, was Giussani über die Bedeutung der Umstände gesagt hat: Sie sind nicht etwas Zweitrangiges, sondern wesentlich, um – so könnte man es zusammenfassen – die Natur des Christentums zu verstehen (vgl. L. Giussani, *L'uomo e il suo destino*, Marietti 1820, Genua 1999, S. 63).

Diese Sichtweise treffen wir oft bei Menschen an, die alles, was geschieht, ganz bewusst erleben. Jemand zitierte kürzlich den bekannten Text von Joseph Ratzinger über das Phänomen des Atheismus, den er in den Fünfziger Jahren verfasst hat. Er sah im Atheismus einen Aufruf an die Christen, ihren Glauben bewusster zu leben: „So gilt im Blick auf die modernen Heiden, dass der Christ ihr Heil in Gottes Gnade geborgen wissen darf, von der ja auch sein Heil abhängt, dass er sich aber im Blick auf ihre mögliche Rettung nicht von dem Ernst seines eigenen gläubigen Daseins dispensieren kann, sondern dass gerade ihr Unglaube ihm verstärkter Ansporn zu gefüllterem Glauben sein muss, indem er sich mit in die Stellvertretungs-Funktion Jesu Christi einbezogen weiß, an der das Heil der Welt und nicht bloß das der Christen hängt.“ (J. Ratzinger, „Die neuen Heiden und die Kirche“, in: *Hochland*, Jg. 51, H. 1, Okt. 1958, S. 10)

Viele Jahre später beschrieb Ratzinger mit unbestechlicher Klarsicht das Ergebnis dieses Jahrhunderte andauernden Bestrebens, universelle Werte (die vom Christentum eingeführt worden waren) den nach der Reformation aufgeflammt Konflikten unterzuordnen, indem man die Werte von dem historischen Faktum loslöste, durch das sie entstanden und begreiflich geworden waren. Im Sich-Verfestigen konfessioneller Gegenpositionen und in der plötzlich einsetzenden Krise des Gottesbildes unternahm man den Versuch, grundlegende moralische Werte der Widersprüchlichkeit zu entziehen, indem man für sie eine autonome Evidenz suchte, die sie unabhängig machen würde von den Auseinandersetzungen und Unsicherheiten unterschiedlicher Philosophien und Konfessionen. Im Moment scheint es so, als würden die großen Grundüberzeugungen, die das Christentum hervorgebracht hat, standhalten und in ihrer Unbestreitbarkeit fortbestehen. Aber, so schließt Ratzinger, „der Versuch einer solchen über alle Unterschiede hin unangefochtenen Vergewisserung ist gescheitert“ (*Europa in der Krise der Kulturen*, in: Marcello Pera u. Joseph Ratzinger, *Ohne Wurzeln*, Sankt-Ulrich-Verlag, Augsburg 2005, S. 81).

Mit Henry de Lubac schrieb ein weiterer genauer Beobachter, dass bei vielen Bemühungen der modernen Menschen „so manche Werte christlichen Ursprungs lebendig [blieben]. Aber da sie diese Werte von ihrem Quellgrund abgeschnitten hatten, waren sie unfähig, sie in ihrer Vollkraft, ja, in ihrer unverfälschten Echtheit zu bewahren. Geist, Vernunft, Freiheit, Wahrheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit: Diese großen Dinge, ohne die wahre Menschlichkeit nicht ist, die die heidnische Antike geahnt, und die das Christentum begründet hatte, werden gar rasch unwirklich [beeindruckend: unwirklich!], sobald sie nicht mehr als Ausstrahlung Gottes erscheinen, sobald sie der Glaube an den lebendigen Gott nicht mehr mit seinen Säften nährt.“ Entweder erscheinen sie als Ausstrahlung Gottes oder sie werden unwirklich. Ich denke nicht, dass man das trefflicher ausdrücken kann: unwirklich. „Sie werden dann leere Form. Sie sind bald nur mehr ein Ideal ohne Leben“, denn „ohne Gott ist die Wahrheit selbst ein Idol, ist die Gerechtigkeit selbst ein Idol.

Und diese Idole sind zu blass, zu rein, angesichts der Götzen von Fleisch und Blut, die heute wieder aufstehen; diese Ideale sind zu abstrakt, angesichts der großen kollektiven Mythen, die die mächtigsten Urinstinkte wecken.“ (H. de Lubac, *Die Tragödie des Humanismus ohne Gott*, Salzburg 1950, S. 57 f.)

Wenn wir unseren Glauben heute leben wollen, können wir nicht von diesem Bewusstsein absehen, dass uns die aufmerksamsten Geister unserer Zeit bekunden.

Am Ursprung des Zeitenwandels, den wir gerade durchleben, steht also die Trennung der Wahrheiten, die seit Jahrhunderten unsere Geschichte geprägt haben, von ihrer Quelle. Das war das Bestreben der Aufklärung, wie ich bereits am ersten Tag gesagt habe, als ich G. E. Lessing zitierte: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden“ (*Über den Beweis des Geistes und der Kraft*, in: Gotthold Ephraim Lessing, *Werke und Briefe*, hrsg. v. Wilfried Barner u.a., Bd. 8: *Werke 1774–1778*, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1989, S. 441). Im gleichen Sinne sagt Kant, „dass ein bloß auf Facta gegründeter historischer Glaube seinen Einfluss nicht weiter ausbreiten kann, als so weit die Nachrichten, in Beziehung auf das Vermögen, ihre Glaubwürdigkeit zu beurteilen, nach Zeit- und Orts Umständen hingelangen können“ (I. Kant, *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, hrsg. v. Bettina Stangneth, Felix Meiner Verlag, Hamburg 2003 [Reclam, Frankfurt u. Leipzig 1794], S. 137).

Was haben diese Beobachtungen mit unseren Exerzitien zu tun? Was bedeuten sie für das, was unter uns in diesen Tagen geschehen ist? Sie sind vor allem deswegen relevant, weil wir diesen Moment dualistisch leben könnten: auf der einen Seite das Wissen, die Herausforderungen der Geschichte, auf der anderen Seite der Glaube, die christliche Botschaft. So hätten wir die Erfahrung der Exerzitien sozusagen „beiseite geschoben“ angesichts der Herausforderungen, die Ratzinger und de Lubac angesprochen haben, (oder auf die Papst Franziskus hinweist, wenn er von einem Zeitenwandel spricht), und damit das Bewusstsein und die Tragweite dessen geschmälert, was wir erlebt haben. Versuchen wir also darauf zu schauen, was geschehen ist.

Wir haben gesagt, dass ohne eine Erfahrung der Barmherzigkeit der Dualismus zwischen Wissen und Glauben nicht überwunden werden kann. Deswegen betrifft die erste Überprüfung uns selbst: Was ist unter uns geschehen? Was ist jedem einzelnen von uns geschehen? Wir müssen uns alle Faktoren der Erfahrung, die wir gemacht haben, vor Augen führen, damit wir sie nicht verkürzen. Wir sagen vielleicht: „Ich bin einverstanden mit dem, was ich gehört habe.“ Aber angesichts einer bestimmten Mentalität, die uns bedrängt, angesichts der Tragweite der kulturellen Herausforderungen, ist das zu schwach. Diese Herangehensweise ist zu demütig. Das mag für Exerzitien taugen, aber um sich der Welt zu stellen, braucht es etwas anderes.

In dieser Hinsicht scheint mir das entscheidend zu sein, was Don Giussani uns begreiflich macht, nämlich dass wir angesichts des Zeitenwandels den Zusammenhang zwischen Zugehörigkeit und kulturellem Ausdruck sehen müssen. Wenn wir diesen Zusammenhang nicht wirklich durchschauen, schlagen wir am Ende wieder die gleichen Lösungen vor, die gleichen Bemühungen, die sich in unserer Vergangenheit schon als untauglich erwiesen haben. Achtung: Das betrifft auch unser alltägliches Leben. Denn die Art und Weise, wie wir als Priester leben, stellt allen eine kulturelle Ausdrucksform vor Augen, das heißt wir bekunden eine bestimmte Art und Weise, mit der Wirklichkeit umzugehen. Der kulturelle Ausdruck bringt „zum Ausdruck“, dass wir Priester sind, also die Zugehörigkeit, die wir leben, das Glaubensverständnis, das wir haben. Vor dem Hintergrund dessen, was sich gerade abspielt, schlagen auch wir den Menschen vielleicht die „großen Dinge“ vor, von denen de Lubac sprach, und benutzen dabei vielleicht sogar die

richtigen Worte. Aber wir tun es losgelöst von ihrem Ursprung, von ihrer Quelle, von der Methode, mit der das Geheimnis sie den Menschen vermittelt hat. Auch wir wenden vielleicht eine Methode an, die nicht mehr die ist, die das Geheimnis gewählt hat. Wir benutzen vielleicht auch jene Methode, die sie hat „unwirklich“ werden lassen, „leere Form“ in den Augen unserer Zeitgenossen. Ich denke, dass die Kirche keine größere Herausforderung vor sich hat als diese, und die geht auch uns an.

Deswegen müssen wir zunächst einmal überlegen, welche Erfahrung wir gemacht haben. Der Ausgangspunkt ist immer unsere Erfahrung. Was hat unsere Vernunft so weit gemacht, dass wir sie in angemessener Weise benutzen können? Was hat uns zur Brüderlichkeit fähig gemacht? Was bedeuten die ganzen Beobachtungen über die gegenwärtige Epoche für das, was wir in diesen Tagen erlebt haben? Was haben unsere Freiheit und unser Bedürfnis nach Wahrheit und Gerechtigkeit mit diesen Exerzitien zu tun? Woraus gehen die „großen Dinge“, von denen wir gesprochen haben, hervor? Was ist die Quelle? Wenn wir diesen Zusammenhang nicht begreifen, dann bleibt unsere Zugehörigkeit, über die wir in diesen Tagen nachgedacht haben, ein mehr oder weniger privater Akt der Frömmigkeit. Und dann hat sie nichts mit unserer Fähigkeit zu wissen, also die Wirklichkeit zu erkennen zu tun. Die Trennung zwischen Wissen und Glauben hätte bei uns gesiegt.

Die Geschichte hat uns gezeigt: Ohne eine dauerhafte Gegenwart Desjenigen, durch den die schönsten, größten, wahrsten und faszinierendsten Dinge entstehen, werden diese Dinge unwirklich und sind nicht mehr evident. Wir sehen sie nicht mehr, wir können sie nicht mehr erfassen, es scheint, als gäbe es sie nicht mehr. Was sagt uns hierzu der Satz des heiligen Bernhard, den Pater Lepori bei diesen Exerzitien zitiert hat? „Er wollte selbst kommen, der auch von ferne hätte helfen können.“ [...] Ja, Gott hätte sich darauf beschränken können, unserer Armseligkeit und Bedürftigkeit aus der Ferne abzuhelfen. Er hätte die gesamte Menschheit retten können mit einem Gedanken, mit nur einem Wort. So wie Er am Anfang gesagt hat ‚Es werde Licht‘, und es ward Licht, so hätte Er auch sagen können: ‚Es werde Heil‘, und wir alle wären gerettet gewesen. Er brauchte nicht in die Zeit und Geschichte, die Er selbst geschaffen hat, einzutreten. Der Schöpfer brauchte nicht in Seine Schöpfung einzutreten, Er brauchte sich ihr nicht anzugleichen. Der Logos, der mit einem Wort alles erschaffen konnte, brauchte nicht Fleisch anzunehmen, Mensch zu werden, das Leben eines Menschen zu leben – nicht nur für 33 Jahre, sondern für die ganze Zeit der Kirche, Seines Leibes, für die ganze Zeit, in der sich Seine Gegenwart kirchlich, eucharistisch, apostolisch mehr und mehr enthüllt. Aber Er wollte es so, Er hat es getan. Er wurde zu einem Faktum. Er hat sich ereignet. Er ist zu einem Ereignis geworden.“ (M. G. Lepori, *Riconoscere Cristo, misericordia del Padre*; erscheint in Kürze bei Itaca).

„Er wollte selbst kommen, der auch von ferne hätte helfen können“ (Bernhard von Clairvaux, *In vigilia Nativitas Domini, Sermo III, 1, PL 183*). Mit diesem Satz fasst der heilige Bernhard den Kern der Methode Gottes zusammen, ihre ganze Bedeutung. Reduzieren wir ihn nicht auf einen frommen, hingebungsvollen Satz, dem wir vielleicht mit dem Herzen folgen – das stellt niemand in Frage –, aber ohne uns wirklich herausfordern zu lassen. Don Giussani sprach in diesem Zusammenhang von der „Übereinstimmung zwischen Inhalt und Methode, die charakteristisch ist für die christliche Offenbarung“ (L. Giussani, „Il metodo di una Presenza“, in: *Tracce*, Nr. 1/2003, S. 108).

Die historischen Umstände, in denen wir leben, helfen uns zu begreifen, wie wichtig diese Feststellung des heiligen Bernhard ist. Heute ist uns ganz klar, wie sehr es – im Gegensatz zu dem, was Lessing meinte – eines historischen Faktums bedurfte, um uns notwendige Vernunftwahrheiten erkennen zu lassen. Warum ist der gekommen, der auch von ferne hätte helfen können, ohne in die Zeit einzutreten? Er ist gekommen, weil wir Menschen aufgrund unserer tödlichen Schwäche es nicht schaffen, gemäß dem zu leben, für das wir

eigentlich geschaffen sind: Unsere Vernunft verfinstert sich, unsere Freiheit verkrampft sich, unsere Zuneigung blockiert sich. Ohne die Gegenwart Dessen, der sie aufstrahlen lässt, werden die „großen Dinge, ohne die wahre Menschlichkeit nicht ist“ (Geist, Vernunft, Freiheit, Wahrheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit) unwirklich. Es ist Christus, der uns entdecken lässt, was die Vernunft ist, weil Er sie weit macht durch Seine Gegenwart. Er lässt uns die Freiheit entdecken, weil Er sie erfüllt durch Seine Anziehungskraft. Er lässt uns die Gemeinschaft, die Brüderlichkeit entdecken, weil wir eins werden in Ihm. Daher werden diese „großen Dinge“ nur erreichbar für uns Menschen, nur „Ausstrahlung Gottes“, wie de Lubac sagt, durch die Menschwerdung Christi. Deswegen hat Gott Seinen Sohn gesandt. Weil Er uns wirklich helfen wollte, hat Er sich nicht mit etwas anderem begnügt. Er wollte zum Ereignis im Leben des Menschen werden.

Der Herr lässt uns das alles entdecken durch eine Erfahrung. Deswegen wollte Er selber kommen. Das lässt uns staunen, wie Pater Lepori sagte: „Freudig überrascht, staunend hat der heilige Bernhard ausgerufen und sicherlich oft wiederholt: *Venire voluit, qui potuit subvenire*. Er erkennt da nicht etwas, sondern er betrachtet ein Faktum, ein unglaubliches Ereignis. Er bewundert die ‚wundersame Barmherzigkeit‘. Er wird von Staunen ergriffen über die Barmherzigkeit Gottes, die sich in Christus offenbart.“ Der Glaube ist dieses Erkennen voller Staunen, das Sich-Öffnen, um „Christus in unser Haus, unser Leben, das Leben unserer Lieben, das Leben der Welt einzulassen, damit Er uns erlöst. [...] Der Glaube beginnt, wenn wir uns diesem Staunen hingeben und zu Kindern werden, die vor etwas Schönerem die Augen weit aufreißen, den Mund offenstehen lassen, die Arme ausbreiten, die Hände ausstrecken in einem intuitiven Sich-Öffnen, um das zu erfassen, was uns überrascht, und uns von ihm erfüllen zu lassen, um das Schöne und Gute in uns einzulassen, das uns überrascht.“ (M. G. Lepori)

Wozu sind wir also eingeladen? Uns immer und vor allem von dem Blick dessen durchdringen zu lassen, der uns beim Namen ruft. Aus dieser Haltung entstand bei Petrus das Anerkennen dessen, der ihn zuerst erkannt hatte, der Petrus kannte und der auch uns kennt. „Im Bezug auf das Anerkennen Christi [...] ist der unerschöpfliche Referenzpunkt die Erfahrung des Petrus, die wir auf unserem Weg so oft aufgegriffen und vertieft haben. Auch Petrus, besonders Petrus musste eine grundlegende Erfahrung machen – grundlegend für ihn und damit für die gesamte Kirche – den anzuerkennen, der ihn kannte. Nur wenige Heilige, wenige Jünger haben so viele Beweise dafür erhalten, dass Jesus sie ‚schon kannte‘, wie Petrus.“ (M. G. Lepori)

Wenn wir uns nicht in diese Erfahrung hineinversetzen, dann wird alles abstrakt, eben unwirklich. Daher ist, angesichts dessen, was wir über unsere Zeit gesagt haben, die entscheidende Frage, ob wir, die wir diesen Blick erfahren haben (und wer von uns hat ihn nicht zumindest ein Stück weit erfahren?), bereit sind, die Vernunft der Erfahrung unterzuordnen. Uns muss bewusst sein, dass wir diesen Blick nur so an andere weitergeben können, wie wir selbst ihn erfahren haben: durch ein Zeugnis, durch das die Ausstrahlung Gottes in uns gegenwärtig wird. Wir können nur Mitarbeiter Christi sein, wenn wir uns von Ihm mitreißen lassen. Die Nachfolge ist nichts anderes als ein Sich-Mitreißen-Lassen. Daher ist die Alternative nur der Widerstand: entweder Johannes oder Judas. Es gibt „zwei Arten, Christus nachzufolgen, ein Jünger Christi zu sein. Johannes tut es wie Christus, zutiefst dem Ereignis entsprechend, das er getroffen hat. Judas lebt es nach seiner eigenen Vorstellung, gemäß seiner Interpretation Christi.“ (M. G. Lepori)

Hier, liebe Freunde, geht es genau um unseren Glauben: nicht die Konsequenzen, die wir daraus ziehen, sondern der Ursprung. Deshalb antwortet Don Giussani auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Zugehörigkeit und kulturellem Ausdruck mit den Ausführungen über das Ja des Petrus und fordert uns damit radikal heraus: „Das 21. Kapitel des Johannesevangeliums dokumentiert auf faszinierende Weise das Entstehen dieser neuen Moral. Die Geschichte, die dort erzählt wird, ist der Schlüssel zum christlichen

Verständnis des Menschen, seiner Moralität in Bezug auf Gott, das Leben und die Welt.“ (L. Giussani - S. Alberto - J. Prades, *Generare tracce nella storia del mondo*, Rizzoli, Mailand 1998, S. 82) Wir müssen uns klarmachen, wie wichtig diese Aussage ist. Sonst wird unsere Weise, den Glauben zu leben, – ob gewollt oder ungewollt – dualistisch. Auch wenn wir immer wieder vom Ja des Petrus reden, vermitteln wir doch die Moral und die Kultur weiter so, als hätten sie einen anderen Ursprung und gingen nicht aus dem Sich-Hineinversetzen in dieses Ereignis einer ganz bestimmten Geschichte hervor.

Die wirkliche Herausforderung ist aber, uns bewusst zu werden, dass wir nicht von dieser „bestimmten Geschichte“ absehen können – die als Methode anerkannt wird –, wenn wir das Christentum leben und weitergeben, die Moral, die Kultur leben und weitergeben wollen. Denn ohne die Gegenwart Christi – sagt Giussani, wenn er über das Ja des Petrus spricht –, ohne dass man Seiner Gegenwart folgt, gibt es keine Moral. Dann schlagen die Werte in uns keine Wurzeln, sie gehen uns nicht in Fleisch und Blut über, sondern werden früher oder später „unwirklich“. Ohne die Begegnung mit Christus, die mir immer wieder die Augen öffnet, betrachte ich die Welt wie alle. Meine Vorurteile lösen sich nicht auf und meine Mentalität ändert sich nicht, sie bleibt wie die Mentalität aller. Wenn wir die Werte verteidigen, wie de Lubac sagt, aber losgelöst von ihrem historischen Ursprung, dann können sie auch bei uns unwirklich werden. „Sie werden dann leere Form. Sie sind bald nur mehr ein Ideal ohne Leben [...] diese Idole sind zu blass, zu rein, angesichts der Götzen von Fleisch und Blut, die heute wieder aufstehen; diese Ideale sind zu abstrakt, angesichts der großen kollektiven Mythen, die die mächtigsten Urinstinkte wecken.“ Ohne die Gegenwart Christi im Hier und Jetzt – das haben wir auch in diesen Tagen erlebt – schlagen weder die christliche Anthropologie noch die christliche Moral wirklich in uns Wurzeln. Deshalb bedarf es eines Schoßes, eines Ortes – der Kirche, unserer Gemeinschaft, einer bestimmten Geschichte –, an dem Seine Gegenwart hier und jetzt deutlich und erfahrbar wird, der unsere Vernunft formt, unsere Freiheit anzieht und unseren Blick erzieht.

Die richtige Entscheidung, die wir treffen müssen, ist also, ob wir Seine Initiative zulassen oder nicht, ob wir Ihm folgen oder nicht. Was hat uns Pater Lepori in diesen Tagen gesagt? „Nachfolge bedeutet, sich vom Kommen Gottes in die Welt mitreißen zu lassen. Wenn man darüber staunt, dass Gott selbst kommen wollte, wo Er sich doch damit hätte begnügen können, von ferne Hilfe zu schicken, dann folgt man. Was kann man anderes tun, als zu folgen? Als dieser Gegenwart zu folgen, die andauernd, ungeschuldet und bedingungslos in die Welt kommt, um uns zu retten, und nicht nur von ferne zu helfen?“ Hier kommen wir zum Thema der Autorität. Wer ist die Autorität? Die Autorität ist Christus.

Die Autorität ist die Methode, mit der Christus vorgeht. Die Autorität ist Christus, der das Christentum auf eine ganz bestimmte Weise eingeführt hat, durch eine ganz bestimmte Methode: indem Er Fleisch geworden ist. „Er wollte selbst kommen, der auch von ferne hätte helfen können.“ Was für ein Gewicht haben diese Worte! Aber wer kann diese Dinge begreifen? Wer begreift die Bedeutung des Ja Petri und der Tatsache, dass eine bestimmte Geschichte „der Schlüssel zum christlichen Verständnis des Menschen“ ist.

Der Autorität zu folgen bedeutet, der Methode zu gehorchen, die Gott gewählt hat. Und das ist dieselbe Methode, die das Charisma benutzt und vorgeschlagen hat, das uns erreicht hat. Glaubt nicht, dass Don Giussani naiv war, als er über das Ja des Petrus sprach. Er sprach genau die moderne Kultur an. Hören wir, was er sagt: „Die heutige Kultur meint, es sei nicht möglich, sich selbst kennenzulernen, sich und die Wirklichkeit zu verändern, ‚nur‘ indem man einem Menschen folgt [demnach meint sie, das Christentum sei unmöglich]. Die Person wird in unserer Zeit nicht als Mittel der Erkenntnis und der Veränderung betrachtet, da man reduktiv erstere [die Erkenntnis] als analytische und theoretische Reflexion und zweitere [die Veränderung] als eine Gepflogenheit und das Beachten von Regeln versteht.“ (L. Giussani, „Dalla fede il

metodo“, in: *Tracce* Nr. 1/2009, S. III) Das ist die Position der Aufklärung und um das geht es auch heute. Denn wie wir gesehen haben, sind die universellen Wahrheiten, die man abstrakt verteidigen wollte, unwirklich geworden. Jener Versuch ist gescheitert, eben weil man die Person nicht mehr als Mittel der Erkenntnis ansah. Aber auch heute wird die Vernunft in aufklärerischer Manier nur als „analytische und theoretische Reflexion“ verstanden. Demnach könnten wir etwas erkennen, ohne jemandem folgen zu müssen, ohne die leibhaftige und so wichtige Begegnung mit einem anderen. Eine „analytische und theoretische Reflexion“ soll reichen. Damit geht die Auffassung einher, dass man nur Regeln braucht, die man anwendet, um sich zu ändern. Die Veränderung geschieht durch eine Praxis und das Anwenden von Regeln. Diese Auffassung kann sich auch in einen christlichen Kontext einschleichen. Man sagt: „Die Regeln sind uns vorgegeben, wir brauchen sie nur anzuwenden und dafür zu sorgen, dass die anderen sie respektieren. Mehr braucht es nicht!“ Es ist erschreckend, wenn man so etwas nicht mit irgendwelchen, sondern mit christlichen Worten befördern will. Mit denselben Worten, mit denselben Zutaten kocht man so eine ganz andere Suppe.

Wovon geht Don Giussani aus, um auf die Frage nach der Vernunft, der Erkenntnis und der Moral zu antworten? „Dagegen haben Johannes und Andreas, die ersten beiden, die sich auf Jesus einließen, gerade indem sie jenem außergewöhnlichen Menschen folgten, gelernt, sich selbst und die Wirklichkeit auf neue Art zu sehen und zu verändern.“ Er entnimmt die Antwort nicht irgendeinem Lehrbuch der Philosophie oder der Ethik oder irgendeiner Geheimschrift. „Dagegen haben Johannes und Andreas ...“ Er sucht die Antwort in der Erfahrung der ersten Jünger, die Jesus gefolgt sind, wie sie im Evangelium beschrieben wird. Dabei reduziert er diese Erfahrung nicht auf etwas rein Innerliches. „Johannes und Andreas“ sind der Schlüssel zur Methode Gottes. Sie zeigen uns, wie wir selbst zur Erkenntnis gelangen können, genau wie sie. „Dagegen haben Johannes und Andreas [...] gerade indem sie jenem außergewöhnlichen Menschen folgten, gelernt, sich selbst und die Wirklichkeit auf neue Art zu sehen und zu verändern. Von dieser ersten Begegnung an begann die Methode sich in der Geschichte zu entfalten.“ (Ebd., S. III, V)

Don Giussani beharrt darauf: „Unsere Gemeinschaft ist definiert durch eine Methode. Man könnte sagen, dass das ‚Geniale‘ unserer Bewegung ganz in ihrer Methode besteht. [Nicht in der Methode als einer Ansammlung von Anweisungen und Formeln, die man wiederholen müsste, sondern in dem Sinne, dass man der Weise folgt, mit der Christus sich seit jener ersten Begegnung mitteilt.] Daher ist sie vor allem in pädagogischer Hinsicht ‚genial‘. Denn die Methode ist der Weg, auf dem ein Mensch [ein Mensch!] sich die Erfahrung bewusst macht, die ihm vorgeschlagen wird. Gerade indem wir die Methode authentisch bewahren, können wir den Inhalt unserer Erfahrung übermitteln.“ Hier sehen wir, wie Don Giussani die Position von Lessing, die typisch für die Moderne ist, also die Trennung zwischen Wissen und Glauben, angeht und überwindet, indem er betont, was die Methode Gottes ist. „Indem wir die Methode [die Gott verwendet] authentisch bewahren, können wir den Inhalt [die Wahrheit] unserer Erfahrung übermitteln.“ Es gibt keinen anderen Weg. Wir müssen uns entscheiden, ob wir ihn gehen wollen oder nicht. Das ist entscheidend für uns, für die Kirche und für die Welt. „Die Methode hat ihren Ursprung im Glauben, der das Anerkennen einer außergewöhnlichen Präsenz in unserem Leben ist, die mit unserer Bestimmung zu tun hat. Der Glaube betrifft [nämlich] den ganzen Horizont unseres Lebens durch die Beziehung mit einer Gegenwart, die unserem Herzen entspricht.“ (Ebd., S. II) Das ist die epochale Bedeutung der Aussage des heiligen Bernhard. „Wenn wir uns nicht dieser Erfahrung öffnen, dann wird, egal ob wir über Barmherzigkeit reden [...], unseren Feinden vergeben, unsere Leben für andere hingeben, alles abstrakt, alles gleitet in Moralismus und Ideologie ab.“ (M.G. Lepori)

Die eigentliche Entscheidung ist also, ob wir diese Methode befolgen und uns der Erfahrung unterwerfen, wie Johannes und Andreas es getan haben. Sie sind Christus gefolgt, weil sie sich der Erfahrung

unterworfen haben, die sie machten. Nachdem sie Ihn getroffen hatten, brauchten sie die Kultur und die Moral nicht mehr anderswo zu suchen, sie brauchten die Kriterien, mit denen sie die Herausforderungen der Wirklichkeit beurteilen und sich ihnen stellen konnten, nicht mehr außerhalb ihrer Erfahrung zu suchen. Sie brauchten also nicht von der Beziehung zu Ihm abzusehen, von Seiner Gegenwart in der Geschichte, um die Wahrheit zu erkennen und moralisch zu handeln. Alles lag in dieser Beziehung. Die Jünger trennten die Erfahrung, die sie mit Ihm machten, nicht von ihrem Urteil. Sie trennten ihre spezifische Geschichte (die Begegnung mit Ihm) nicht vom Aufscheinen der Wahrheit. Denn die Erfahrung trägt das Urteil in sich, sonst ist sie keine Erfahrung. Es bliebe ein reines „Ausprobieren“ ohne Urteil, das nichts nützt für die Erkenntnis.

Die Erfahrung „trägt ihre Gründe in sich“, sagt Giussani (*Vivendo nella carne*, BUR, Mailand 1998, S. 211). Und „das, was die Gesellschaft herausfordert, kann nichts anderes sein als eine Erfahrung, die ihre Gründe in sich trägt, auf der Titelseite sozusagen“ (L. Giussani, *Dall'utopia alla presenza. 1975-1978*, BUR, Mailand 2006, S. 295). Aber genau das hat Mühe, bei uns „anzukommen“. Wir merken daher, wie bestimmte Probleme der Vergangenheit wieder auftreten. Anderen mochte das bewusst sein oder nicht, aber für Don Giussani war seit Mitte der Siebziger Jahre völlig klar, dass es innerhalb der Zugehörigkeit zwei Arten gibt, den Glauben zu leben, die sich in unterschiedlichen kulturellen Ausdrucksformen zeigen. „Jene, die [später] die GS verlassen sollten, vertraten den Standpunkt, das Christentum sei praktisch eine Form ethischen und sozialen Engagements. Damit verloren sie das Spezifische des christlichen Geschehens aus dem Blick und setzten ihre Hoffnung zwangsläufig auf menschliches Tun und Organisieren statt auf die freie Gebärde, mit der Gott in die Geschichte hat eintreten wollen.“ (L. Giussani, *Was ist und was will Comunione e Liberazione. Interview mit Robbi Ronza*, Johannes Verlag, Einsiedeln 1977, S. 66)

In jedem Zeitalter wiederholt sich dasselbe Drama, vom Anbeginn der Geschichte bis heute. Nichts hat sich geändert. „Dagegen haben Johannes und Andreas ...“ Dieser Satz von Giussani wird uns immer begleiten. „Dagegen haben Johannes und Andreas, die ersten beiden, die sich auf Jesus einließen, gerade indem sie jenem außergewöhnlichen Menschen folgten, gelernt, sich selbst und die Wirklichkeit auf neue Art zu sehen und zu verändern“! Das ist die Gnade, die uns geschenkt wurde, eine Erfahrung, die es uns ermöglicht, die gesamte Tragweite der Methode Gottes zu erfassen, ihre Nützlichkeit, um den modernen Betrug zu überwinden, der das Klima geschaffen hat, in dem wir leben, weswegen die hochheiligsten Dinge unwirklich geworden sind. Eine Erfahrung, die uns davon abhält, uns der Illusion hinzugeben, dass wir diesen Mangel an Wirklichkeit beheben könnten, indem wir genau die Methode anwenden, die das Problem hat entstehen lassen und dazu geführt hat, dass die „großen Dinge“, die Christus gebracht hat, unwirklich geworden sind.

Helfen wir uns gegenseitig, diese Dinge zu verstehen, damit wir nicht Teil des Problems werden. Nicht weil wir böse Absichten hätten – Gott bewahre! –, sondern weil wir uns nicht bewusst machen, was auf dem Spiel steht. Bedenkt, welche Verantwortung wir haben aufgrund der Aufgabe, zu der wir berufen sind in unserem priesterlichen Dienst! Wir können ihn anders leben – ohne dass sich etwas ändert an den Umständen oder unserem Bemühen –, indem wir einfach die täglichen Verpflichtungen mit einer inneren Neuheit angehen. Also indem der Inhalt unserer Erkenntnis Seine gegenwärtige Gegenwart ist, wie bei Jesus. „Der Mensch Jesus von Nazareth, der vom Geheimnis des Wortes ganz durchdrungen war und dieselbe Natur hatte wie Gott (aber seine Erscheinung glich völlig der aller Menschen), diesen Menschen sah man keine Geste vollbringen, deren Form nicht das Bewusstsein des Vaters unter Beweis gestellt hätte.“ (L. Giussani, „Un uomo nuovo“, in: *Tracce* Nr. 3/1999, Seite VII, IX) Die Form Seines Zeugnisses selbst dokumentierte Seine grundlegende Beziehung zum Vater. „Diese Offenbarung des Geheimnisses des Wortes, die uns das Geheimnis des Menschen offenbart, kommt uns durch Jesus nur insofern zu, als er ‚im Schoß des Vaters ruht‘“, wie Pater Lepori gesagt hat.

Nur indem wir uns wieder in das Geheimnis des gegenwärtigen Christus hineinversetzen, können wir auf die Bedürfnisse unserer Mitmenschen antworten. „Das Zeugnis, die Sendung ist Liebe zu dem Weg des Menschen, zur Einheit der Herde Gottes, zum Wachsen und Reifen unserer Schwestern und Brüder, ja der ganzen Menschheit. Das ist nur möglich, wenn wir mit all unserem Durst nach Liebe am Durst Christi nach Liebe haften, indem wir Seiner Gegenwart folgen, die uns anblickt, zu uns spricht und uns liebt.“ (M. G. Lepori)